

NIEMEYER KRIMI

# SCHUPPEN

VOM AUTOR DES HAMBURG-KRIMIS „ELBTOD“

KLAUS E. SPIELDENNER

HAMBURG-KRIMI

CW Niemeyer **N**

Sechzigerjahren bauen ließ, steckten ihm wohl noch immer die Kriegsjahre in den Knochen. Und der Kalte Krieg war wohl gerade voll im Gange.“

Ich lehnte mich an die kühle Betonwand.

„Opa hat damals geglaubt, es würde noch einen Dritten Weltkrieg geben. Na ja, da stand er mit seiner Annahme wohl nicht alleine.“

Ich spürte, wie das Schwächegefühl zurückging und der Kreislauf wieder in der richtigen Geschwindigkeit zirkulierte. Vorsichtig schob ich den Rollstuhl mit Silvana ins Innere des Komplexes. Leise und beruhigend konnte ich neben mir die Umluftanlage hören. Alles hier unten, im nur fünfundzwanzig Quadratmeter großen Bunker, war sauber geplant, und Opas Vorsatz musste es gewesen sein, die Familie zu evakuieren und retten zu wollen.

„Und das mit Geldern aus einem Verbrechen.“

Es lief mir eiskalt den Rücken herunter, als mir die Geschichte aus den Heften über diesen ‚Schuppen 10‘ wieder einfiel. Aber zum Glück war dieses Ereignis ‚Krieg‘ nicht wieder eingetreten und so wurde der Bunker nur einmal genutzt: um die technische Anlage zum Betreiben des Außen-Swimmingpools nachträglich dort unten aufzunehmen.

„Ansonsten hatten wir Kinder hier völliges Betretverbot, Silvana. Ja, Opa hat aus Vorsicht, vielleicht aber auch aus Angst vor Entdeckung, die Tür zum Bunker meisterhaft versteckt.“

Ich stellte den Rollstuhl an den großen Esstisch und setzte mich auf einen der Küchenstühle. Meine Frau saß mir gegenüber und im kalten Licht der Neonröhre schien sie mich fragend anzuschauen.

„Du willst sicher wissen, warum wir hier sitzen?“

Ich wartete kurz auf ein Zeichen von ihr und fuhr fort, als es ausblieb.

„Bevor morgen die Arbeit im Geschäft wieder beginnt, habe ich dich hier untergebracht. Es wird dein zukünftiges Zuhause sein, Silvana.“ Ich lehnte mich zufrieden zurück und genoss die Zweisamkeit mit meiner Frau. „Wir werden ab sofort – nach Möglichkeit – jeden Abend zusammen essen. Schau mal, dort drüben ist der Vorratsraum. Gut, er ist noch nicht gefüllt. Aber das wird sich in den nächsten Tagen ändern. Dann koche ich etwas Leckeres und wir lassen es uns gut gehen.“ Ich drehte meinen Oberkörper zur kleinen Küchenzeile hinter mir und klopfte auf den Zweiplattengaskocher. Ich glaubte, ihren skeptischen Blick richtig deuten zu können, und meinte: „Keine Angst, Silvana, Atemluft gibt es hier unten genügend. Wir sind mit der Außenluft verbunden und eine effiziente Umluftanlage steht uns auch zur Verfügung.“ Ich zwinkerte ihr zu, gleich einem Petzauge, stand auf und stellte die Anlage auf die niedrigste Stufe. Anschließend öffnete ich die Holztür zu einem der beiden Ruheräume.

„Schau, dies wird unser gemeinsames Schlafzimmer sein! Es gibt noch ein weiteres, aber mit einem schmalen Bett, nichts für uns beide!“

Ich drehte den Rollstuhl etwas seitlich, um Silvana eine bessere Sicht zu ermöglichen, und grinste sie frivol an. Sie reagierte – wie von mir erwartet – mit keinerlei Gebärde. Wütend schob ich sie mit einem Stoß in den karg möblierten Raum.

„Ich gebe zu, die wenigen Möbel sind schon sehr alt, aber noch immer zweckmäßig. Wenn du dich gut fühlst, meine Liebe, werde ich auch ein paar neue Möbel besorgen. Und

*einen kleinen CD-Spieler gibt es auch!“ Ich öffnete die Zwischentür und wies mit meiner Hand hinein: „Das ist das kleine Bad. Eher ist es eine Duschzelle, aber sie ist völlig ausreichend zum Waschen und Zähneputzen. Und sie besitzt auch eine chemische Toilette!“, fügte ich noch stolz hinzu. Diese letzten Worte bezog ich eher auf mich. Ich löschte noch die Lichter in den Räumen und wandte mich dann an Silvana: „Nun muss ich hoch ins Büro, Schatz, ...“, ich schob die Frau zurück an den Tisch, „... komme aber wieder – für einen Gutenachtkuss! Und wenn du brav warst, darfst du vor dem Einschlafen noch unseren Tango hören.“*

*Ich öffnete schmunzelnd die Schleuse und verschwand nach draußen.*

*WIE GERNE HÄTTE ICH MIT IHR GETANZT.*

### KAPITEL 3

„Durch diese unseligen Wohnstubenbestatter sind uns schon wieder zwei Aufträge durch die Lappen gegangen!“ Ich schrie es Albert – der neben mir im Leichenwagen saß – während einer Überführungsfahrt zu und es hatte etwas wie Heavy Metal im Plenarsaal. Albert Willfang war außer Mike Toless mein Angestellter und der einzige Überlebende aus der Ära meines Vaters. Papa hatte ihn eingestellt, Onkel Wolfgang hatte ihn behalten, ihm sogar kurzzeitig Prokura erteilt und auch ich hielt noch immer an ihm fest. Willfang hatte hier im Beerdigungsinstitut Hassel in den Sechzigerjahren eine Bestatterlehre absolviert und sich danach hochgearbeitet. Inzwischen war er schon im Rentenalter – doch der Tod war sein Leben.

„Ich kann nur Tod!“, erklärte er einmal, als ich ihn auf den Ruhestand ansprach. So behielt ich ihn auch nach der Rente und zahlte ihm 450 Euro und den Rest bar auf die Hand. Und das, obwohl er mir oft auf den Geist ging. Albert hatte nicht mehr den Biss wie früher. Aber war das nicht menschlich? Nach geschätzten 5.000 Bestattungen, denen er beiwohnte – wenn ich von etwa 100 Bestattungen hier im Jahr ausging – war die Luft raus. Er war luftleer wie der tote Körper hinter uns im Sarg. Ich drehte den Knopf am CD-Player lauter und die Stimme von Tom Araya, Sänger der kalifornischen Thrash Metal-Band Slayer, grölte oder besser schrie sein „Raining Blood“ durch die Lautsprecherboxen des Leichenwagens. Albert war kurz zusammengezuckt, hatte mich wie immer mitleidig angeschaut und dann den Kopf wieder Richtung Straße gedreht. Er mochte laute Musik nicht, schon gar nicht Thrash Metal. Einmal, in einem Anflug von Freundschaftlichkeit, hatte ich ihn zu Hause abgesetzt und war ihm auf ein Bier in seine Junggesellenbude gefolgt. Dort hatte er eine CD mit Volksmusik aufgelegt und spielte mir voller Stolz seine Lieblingstitel vor: Andrea Berg! Ich hätte mich fast übergeben! Albert war der Meinung, dieser Lärm würde hinten im Fond die Leichen aufwecken. Aber mir war das absolut egal, ich brauchte Slayer inzwischen. Es war wie eine Droge. Hatte ich Ärger, war aggressiv, half nur eines: Slayer. Es war so, als ob sich schon beim ersten Ton meine Aggressivität auf die Mitglieder der Band übertrug. Schon mit fünfzehn, damals nach meiner 12-monatigen Schulpause wieder zurückgekehrt ins Gymnasium Ohmoor hier auf St. Pauli, hörte ich zum ersten Mal ein Lied der Band: die Coverversion des Iron Butterfly-Songs „In-A-Gadda-Da-Vida“. Von dem Zeitpunkt an war Slayer so etwas wie mein Familienersatz und ich durfte nach meinem abgebrochenen Medizinstudium im Jahr 1995 die beiden Gründungsmitglieder der Band, Tom Araya und Kerry King, in Anaheim, einer Stadt im kalifornischen Orange County, persönlich treffen. Der Gedanke daran gab mir seither Kraft.

Mit Wohnstubenbestatter bezeichnete ich die inzwischen zuhauf auftretenden Unternehmer, die uns von zu Hause aus und mit geringem Aufwand die Aufträge wegschnappten. Gerade hier in Hamburg, mit täglich etwa fünfzig Toten und zig seriösen Bestattungsfirmen, war es schwer genug zu überleben. Aber diese Brüder, die mit gemieteten Leichenwagen, eingekauften Chören und billigen Särgen aus Osteuropa das Geschäft

*kaputtzumachen drohten – die hasste ich wie die Pest.*



*Wir waren beim Waldfriedhof Wohldorf angekommen. Einige dunkle Luxuslimousinen auf dem Parkplatz vor dem schmiedeeisernen Tor ließen auf eine öffentliche Person schließen, die heute hier an diesem eisigkalten Dezembertag beigesetzt werden würde. Ich wusste Bescheid, hatte ich doch den lukrativen Auftrag der Bestattung ergattert und die 94-jährige Ur-Enkelin eines Hamburger Nobelpreisträgers hinter mir „auf der Pritsche“ – wie Albert gerne zu sagen pflegte.*

*Im Schrittempo fuhr ich auf das Friedhofsgelände. Ich mochte Wohldorf. Dieser Friedhof war schon in den Dreißigerjahren gebaut worden – Papa hatte es mir zu Lebzeiten erzählt. Idyllisch zwischen Duvenstedter Brook und dem Wohldorfer Wald gelegen, befand sich der Friedhof in Hanglage und sein Gelände war mit Hügeln und Senken bedeckt. Wenn Papa früher davon sprach, flachste er oft: „Wir fahren zum Wohldorfer Hügelgrab!“*

*Ich stoppte an der kleinen Backsteinkapelle. Trotz der frühen Stunde hatten sich schon einige Trauergäste hier eingefunden. Die Kragen hochgeschlagen, den Schal vor dem Mund. Manche zogen es vor, ihre Freizeit auf dem Friedhof zu verbringen, und erschienen zeitig. Sie nutzten wohl die Ruhe, um hier abzuschalten. Die kleine Kapelle war bereits gut gefüllt, als Albert und ich den Sarg über die Seitentür hereinrollten. Das Blumenbankett hatte Mitarbeiter Toless längst am Morgen aufgebaut, und es war mir etwas unangenehm, nun den Sarg vor den schon versammelten Trauernden platzieren zu müssen. Aber der Straßenverkehr von Blankenese – dort in ihrem Wohnhaus lag die Dame noch einen Tag aufgebahrt – hierher in den Wohldorfer Wald hatte sich von seiner schlechtesten Seite gezeigt. Erst mit fünfzehnminütiger Verspätung waren wir eingetroffen. Als alles vorbereitet war, verließen Albert und ich die Kapelle. Mir war klar, mein Mitarbeiter würde erst einmal eine Zigarette rauchen. Früher stellte ich mich zu ihm oder versuchte, meine Visitenkarten an Trauernde loszuwerden. Seit Langem war mir nicht mehr danach. Ich liebte es, bis zum Transport der Leiche zur Grabstätte ein wenig spazieren zu gehen. Und ich nutzte auch jetzt die Zeit, die mir blieb, um nachzudenken.*

*Obwohl die Idee, Silvana nicht gehen zu lassen, Besitz von mir ergriffen hatte wie diese Frau selbst, die ich damals auf der Trauerfeier ihres Vaters im Jahr 2007 das erste Mal sah, war ich noch immer etwas unschlüssig. Unschlüssig darüber, was ich damit bezweckte, was ich erwartete und wie sich diese Sache weiterentwickeln würde. Es gab sicher viele Entscheidungen in meinem Leben, die nicht aus dem Bauch heraus getroffen wurden. Aber einige schon – und der Fortbestand meiner toten Ehefrau war einer davon.*

*Ich hatte Silvanas Blut gestern am späten Abend noch in eine silberne Urne gegossen, diese mit Gaffa Tape verschlossen und feierlich unter der Fliederhecke, die meine Frau so liebte, im Garten vergraben. Als Nichtgläubiger war mir nicht ganz wohl bei der Sache. Aber*

*etwas anderes war mir auf die Schnelle nicht eingefallen.*

★

*Mir war kalt geworden und ich begann zu zittern. Trotz des Mantels, des Schals und der Handschuhe war es an der Zeit, zur Kapelle zurückzukehren. Albert würde im Wagen sitzen, die Standheizung eingeschaltet, und schlafen. Er war sich sicher, dass ich ihn – wie stets – rufen würde, wenn es weiterging. Ich spazierte in einiger Entfernung an der Kapelle vorbei. Die meisten Trauergäste hatten drinnen keinen Platz mehr gefunden und standen vor dem Backsteingebäude. Als ich seitlich Richtung Auto lief, hörte ich innen noch immer den Pfarrer reden. Sicher gab es viel über das Leben der alten Dame zu berichten und der Pfarrer genoss diesen Monolog. Ich hatte noch einen Termin gegen 16 Uhr und hoffte, bis dorthin wieder zurück auf St. Pauli zu sein. Im Moment sah es nicht danach aus. Einige Trauernde – eine Gruppe von vielleicht sechs oder sieben älteren Männern – standen neben dem Gebäude und unterhielten sich leise. Ich ging grüßend an ihnen vorbei und bis auf einen Mann nahm keiner Notiz von meinem freundlichen Gruß. Dieser Mann, ein großer, schlanker in dunklem Mantel, drehte sich plötzlich um und es zog mir die Beine weg: ES WAR MEIN GROSSVATER.*

★

*Ich stolperte leicht, riss mich aber zusammen, bevor die Gruppe dort neben der Kapelle meinen kurzen Schwächeanfall bemerkte. Ich lehnte mich hinter dem Gebäude an die kalte Mauer, bemüht, meinen Atem gleichmäßig zu halten. Wie lange war es her, dass ich Opa das letzte Mal gesehen hatte? Natürlich, am 11. November 1984 im Auto, vor dem schweren Unfall. Auf einer Raststätte hatte er mir zuvor noch einen Schokoriegel spendiert. Es fiel mir gerade ein, Jahrzehnte hatte ich das vergessen. Und in Haren bei Onkel Wolfgang, einen Tag vor dem Unfall, spielte Opa noch Fußball mit uns. Er stand im Tor und wir schossen ihm seine helle Hose schmutzig. Ein großartiger Mensch, mein Großvater, obwohl es da Dinge gab ...*

*Und nun stand er dort um die Ecke und ich wusste nicht mehr weiter.*

*GROSSVATER!*

*Als sich mein Kreislauf wieder stabilisiert hatte, überprüfte ich mein Aussehen. Alles war so weit in Ordnung. Der schwarze Anzug war weder verschmutzt noch zerknittert und gerade vernahm ich die Abschlussworte des Pfarrers. Jetzt musste ich mich sputen. Ich riss Albert aus seinen Tagträumen und gerade noch rechtzeitig erreichten wir die Kapelle und schoben den Sarg nach draußen. Dort wurde der Leichnam schon von den Familienmitgliedern und*